Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 21 (2014)
Heft: 230

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Willkommen im Webshop

Das Musikgeschäft Hug in St.Gallen, 1865 gegründet, macht dicht. Ein Stück weit schuld daran sind auch wir Konsumenten.

Von Peter Surber

Ich gehöre zu jener aussterbenden Spezies, die noch CDs kauft. Gerade war es *Who's bad* von den Goldenen Zitronen, erworben bei Roger im Parterre des Musik Hug an der Marktgasse. Meistens ziehts mich eine Etage höher, zu Renaissance und Barock. Dort verlocken breite Sessel in der Ladenecke dazu, sich Zeit zu nehmen, die man eigentlich nicht hat, um in Aufnahmen hineinzuhören. Zum Beispiel Einspielungen des *Requiems* von Tomas Luis de Victoria, das wir gerade im Chor proben – interessant, zu vergleichen, ob Herreweghe oder doch die Tallis Scholars die Sache besser machen. Die Noten für den Chor gingen übrigens auch hier bei Hug über den Ladentisch. Ende der Schleichwerbung: Musik Hug macht dicht, für Februar ist die Schliessung angekündigt, ersetzt wird es durch einen Klaviershop an der Fürstenlandstrasse, offiziell: ein Fachgeschäft für akustische und digitale Tasten, sowie akustische Gitarren und Harfen.

«Hey hallo hallo, hier spricht der Investor», singen die Goldenen Zitronen, aber das trifft auf den Fall Hug nicht ganz zu – die Branche ist seit langem unter Druck. Inzwischen dramatisch: Laut Zahlen des Dachverbands IFPI wurden 2012 noch Singles, CDs und LPs im Gesamtwert von 67 Millionen Franken umgesetzt, hinzu kamen immerhin rund 37 Millionen über digitale Verkäufe; so resultierte ein Umsatztotal der Schweizer Tonträgerproduzenten von 105 Millionen Franken. Im Jahr 2000 ist der Umsatz noch drei- bis fünfmal so hoch gewesen (je nach Quelle und Miteinbezug von DVDs) – ein gewaltiger Einbruch, mit dem Musik Hug denn auch seinen Schliessungsentscheid begründet: «Es gibt einen markanten und rasanten Rückgang im Detailhandel mit Tonträgern, in den letzten zehn Jahren wertmässig um mehr als achtzig Prozent», erklärt Andy

Sutter, Marketingleiter im Stammhaus in Zürich. «Ähnlich ist die Entwicklung im Musiknoten-Markt – nicht so extrem, aber trotzdem in den letzten Jahren wertmässig jährlich zwischen minus fünf bis acht Prozent.»

Ein Grund dafür sei die Verlagerung des Musikhandels hin zu E-Commerce-Anbietern und zu Detailhändlern im Ausland. «Nicht zuletzt aber verliert der Besitz von physischen Notenbüchern wie auch von CDs zunehmend an Wert und/oder an Status. Wenn selbst Musikschulen, Musiklehrer und Hochschulen vermehrt Noten downloaden oder kopieren und ihren Schülern abgeben, kann ein Fachgeschäft nicht mehr konkurrenzieren.»

«Schnelldreher» drehen anderswo

Ein Verlust. Das sagen Angestellte ebenso wie Kundinnen und Kunden. Mit Musik Hug verschwindet nicht nur ein bekannter Name aus der Innenstadt. Vielmehr gehe «ein Stück Kultur verloren», sagt die St.Galler Pianistin und Klavierlehrerin Claire Pasquier, die gerade den Laden verlässt.

Diese Kultur schildert der Jazzpianist und Lehrer an der Klubschule Markus Bischof. Zum «Gang zu Hug» gehörte es, im Obergeschoss vor den Regalen mit Klaviernoten zu stehen, zu schmökern, den Schwierigkeitsgrad zu prüfen, die Aktualität der Ausgabe, die Druckqualität. «Beinah ein Ritual» nennt es Bischof; allerdings habe das Notensortiment in den letzten Jahren abgenommen, Hug habe zum Teil wohl zu stark auf populäre Musik gesetzt, «statt die Nischen zu pflegen». Dennoch: ein Verlust.

Helmut Hefti, Gitarrist und Leiter der städtischen Musikschule, pflichtet bei. Auch er kaufe für den Unterricht viele Noten bei Hug. Andrerseits nutzt auch Hefti die gewaltigen Angebote im Netz und macht sich keine Illusionen: Die Branche habe sich mit dem Internet so umwälzend verändert, dass man das Rad nicht zurückdrehen könne.

Roger Rey und Ruth Steinestel arbeiten seit Jahren bei Musik Hug, er als Rockkenner, Abteilungsleiter Tonträger und stellvertretender Filialleiter, sie als Abteilungsleiterin Noten und Bereichsleiterin CD-Klassik. Man kennt sie, schätzt ihre Fachkenntnis und Freundlichkeit. Qualitäten, die es braucht: Die Haupttätigkeit des Musikalienhändlers anno 2013 bestehe darin, zu beraten, zu informieren, Kundenwünsche zu erahnen, Spezialitäten ausfindig machen.

«Bei uns landen die komplizierten Fälle», spitzt es Ruth Steinestel zu. Die einfachen Fälle – im Buchhandel Bestseller, im Jargon der Musikhandelsprofis Schnelldreher genannt – werden online eingekauft, heruntergeladen, gestreamt. Das neue Album von U2, Andrea Bocelli, Lady Gaga: Dafür braucht niemand mehr den Musikalienfachhandel. «Marketingchef Sutter bestätigt: «Nur von den ‹schwierigen Fällen› alleine kann man nicht mehr leben.»

Das Unternehmen will deshalb auf den Webshop setzen. Er umfasst nach Angaben der Firma über 350'000 Noten und Musikbücher; bald könnten zusätzlich rund 400'000 Klassik-, Jazz- und Pop/Rock-CDs online bezogen werden. «Mit einer ausgeklügelten Profi-Suche, die es Fachleuten erlaubt, auch die sogenannten ‹schwierigen Fälle› zu finden, können wir eine zusätzliche Dienstleistung anbieten, die man so nicht kennt», sagt Sutter. «Wer die Noten aber lieber im Gestell durchstöbert, den empfangen wir weiterhin gerne in Zürich, Basel oder Luzern.»

Das Ende der Erotik

Dennoch: So wie das Internet kein Live-Konzert ersetzen kann, so ist auch die Selbstbedienung per Mausklick nicht zu vergleichen mit dem leibhaftigen Einkauf im Laden. Ruth Steinestel stellt diesen Aspekt in den Vordergrund. Streaming komme ohne Materie aus – typisch für eine Zeit, in der viele Menschen ihre eigenen CDs (und auch Bücher) zuhause zunehmend als Ballast empfänden und nur noch Daten auf Stick oder Festplatte besitzen wollten. «Früher war man stolz auf seine Plattensammlung, sie stand sogar am Anfang mancher erotischer Abenteuer. Diese emotionale Bindung an den Gegenstand gibt es fast nicht mehr», meint Ruth Steinestel.

Ganz ähnlich hat es schon 2009 Ulrich Stock in einem (allerdings verfrühten) Nachruf auf die CD in der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit» formuliert, kulturpessimistisch eingefärbt: «Ob das die Zukunft ist? Die umworbene Frau fragen: Kommst du noch mit zu mir, ich zeig dir meine Datenleitung?»

Roger Rey könnte sinngemässe Anekdoten erzählen – etwa jene von den Mitgliedern einer hiesigen Band, die im Laden standen und halb belustig fragten: Ja gibts überhaupt noch CDs? «Später kamen sie mit ihrer eigenen CD vorbei und gaben sie uns in Kommission. Jede Band will ein Album veröffentlichen, aber keiner will ein Album kaufen.» Als Konsumgut passé – als Statussymbol weiterhin gefragt: «Das Konsumentenverhalten ist widersprüchlich», sagt Roger Rey.

Ähnlich bei den Noten. Illegal kopiert worden ist schon immer, aber heute sei das Bewusstsein für die Wertigkeit einer Notenausgabe kaum noch vorhanden, sagt Ruth Steinestel. Und damit gehe auch vergessen, was ein Verlag an Arbeit in eine Edition stecke, von der Analyse des Urtexts bis zu Druck und Vertrieb: «Da hängen ganze Berufsgruppen dran.»

Die Vorzüge des Internets schätzen allerdings auch die Musikalienhändler. Musik ist für alle zugänglich, die Auswahl kennt keine Landesgrenzen. Was die «Richard Claydermänner von heute», wie Ruth sie nennt, spielen, ist online problemlos erhältlich. Der Soundtrack aus *Amélie*

Bilder: Daniel Ammann

oder die *Intouchables*-Musik von Ludovico Einaudi, der ganze Bereich von Easy Listening und Easy Playing boomt – und boomt an den Musikgeschäften vorbei.

Zugänglich werden dank Internet aber auch Trouvaillen. Darauf macht Musikschulleiter Helmut Hefti aufmerksam. Viele Neukompositionen würden von den Verlagen gar nicht mehr gedruckt, sondern als PDF angeboten. Damit vermindere sich nicht zuletzt die Abhängigkeit von den grossen, früher marktbeherrschenden Musikverlagen und deren Geschmacksvorlieben. So hat Hefti für seine eigenen Stücke einen Lausanner Verlag gefunden, ein Lehrerkollege publiziert bei einem kanadischen Verleger: «Das Internet bringt im Notenmarkt ungeheure Umwälzungen. Man verliert vielleicht ein Stück Gemütlichkeit und Sinnlichkeit beim Einkauf – aber man gewinnt an Farbigkeit und weltweiter Zugänglichkeit.»

Neue Chancen für Nischen

Was Roger Rey bedenklich stimmt: Ausgerechnet bei der Musik, bei der doch Emotionen eine so zentrale Rolle spielen, geht die persönliche Begegnung beim Musikkauf mehr und mehr verloren. Was Ruth Steinestel umtreibt: Das veränderte Kaufverhalten hat auch mit dem Spardruck zu tun. Private wie Schulen kaufen mehr und mehr online oder im nahen Ausland ein. «Dadurch geht viel regionale Wertschöpfung verloren, Ausbildungsplätze sind bedroht.» Darüber müssten sich die Konsumentinnen und Konsumenten mehr Gedanken machen. Sich nur am «best price» zu orientieren, sei kurzsichtig. Die Alternative hiesse: solidarisches Käuferverhalten. «Einkaufen tut man nicht dem Laden zuliebe, sondern man hat damit eine beträchtliche Macht. Und muss sich die Frage stellen: Wem dient mein Kaufverhalten: der regionalen Wirtschaft oder den globalen Playern?»

Mit Musik Hug verschwindet der letzte «Vollsortimenter» im Ostschweizer Musikalienhandel. Ein weiterer Mosaikstein in der veränderlichen Geschichte der Branche: Früher gab es Jecklin in der Multergasse, es gab die «Klassik am Schibenertor», «Citydisc», es gab ein paar Jahre lang «Tonart» am Roten Platz, «Freshcuts» an der Metzgergasse oder Fuchs Musikalien an der Goliathgasse. Überlebt haben, von den Zeitläuften unbesiegbar, Alex Spirigs «BRO» und Armin Eisenrings «Z-Records», auch Maurizio Simoninis Klassik- und Jazz-Spezialitäten. Vom Umbruch noch weniger betroffen sind die Instrumentenhändler: Klavier, Flöte, Geige, Akkordeon oder Schlagzeug eignen sich weniger für Online-Käufe.

Vielleicht schlägt das Pegel auch wieder um, eines Tages – das vermutet zumindest Helmut Hefti und sieht Chancen für neue Nischenplayer. Auch die «frenetischen Sammler», wie Ruth sie nennt, die den vollständigen Dylan oder alle Bachkantaten zu Hause haben müssen, werden nicht aussterben. Typisch dafür: Die noch vor wenigen Jahren totgesagte Schallplatte boomt neu als munterer Kronzeuge gegen den Trend zum Virtuellen.

Noch einmal «Die Zeit»: Über Groove City, einen der vielen Plattenläden Hamburgs, stand dort zu lesen: «…und wenn man das Geschäft an der Marktstrasse im Karolinenviertel betritt, dann fällt einem sofort diese Grossstadtdefinition wieder ein: Eine Grossstadt ist eine Stadt, in der es einen Plattenladen gibt.»

Es geht um Haltung

Der deutsche Konzertagent Berthold Seliger hat eine Abrechnung mit den Monopolen des popmusikalischen Kommerz geschrieben.

Von Chrigel Fisch

Wussten Sie, was der Direktor der Schweizer Urheberrechtsgesellschaft Suisa verdient? 357'000 Franken im Jahr. Und der Chef der Urheberrechtsgesellschaft ProLitteris (Wort, Literatur, Kunst)? 308'000 Franken. So steht es in Berthold Seligers Buch auf Seite 226. Die beiden Zahlen sind gefühlt etwa ein Zehntausendstel aller Zahlen, die Seliger in seinem Buch *Das Geschäft mit der Musik* präsentiert. Es sind Zahlen, die selbst dem strahlendsten Optimisten und Verfechter des (Live-)Musikgeschäfts das nackte Grauen übern Buckel schicken.

Doch keine Angst: Berthold Seliger ist kein paragraphentrockener Jurist, kein aktenbleicher EU-Beamter und kein endzeitbeschwörender Wutbürger. Sondern ein aufrichtiger Anwalt und leidenschaftlicher Arbeiter der (pop)musikalischen Kunst und ihrer Künstler. Seit über 25 Jahren. Nun gibt es seinen Scharfsinn und sein Insiderwissen in Buchform. Und live in St. Gallen.

White Stripes als Abkupferer

Das Buch geht bereits in die zweite Auflage und liest sich streckenweise wie ein Krimi. Es ist randvoll mit Anekdoten aus der Musikhistorie, aus Literatur, Politik, Ethik, Musikjournalismus und Philosophie. Wussten Sie, wo die White Stripes das weltberühmte Intro zu ihrem Über-Hit *Seven Nation Army* abgekupfert haben? Nein? Seite 195. Und wussten Sie, wieviel ein Arbeiter in Bangladesch verdient, um die H&M-Shirtkollektion des lieben deutschen Panda-Rappers Cro herzustellen? Es sind 1.18 Euro. Pro Tag. Nebenbei lernt man in Seligers Buch – falls man es nicht schon wusste –, dass Coca-Cola schon als Limonadelieferant der Hitlerjugend und Sponsor der Olympischen Spiele 1936 in Berlin aufgetreten war und mit Coca-Cola Soundwave oder MyCokeMusic noch heute mit Musik sein Image jung hält.

«Es ist alles wie immer, nur schlimmer», schreibt Seliger. Das Geschäft mit der Musik ist ein dickes. Aber eben nicht für diejenigen, die für die Inhalte sorgen (Songwriter, Komponisten, Bands), sondern für die internationalen Konzerne und ihre CEOs, die diese Musik vermarkten. Ob als Tonträger, Download, Stream, Werbedeal oder Konzertticket ist dabei nicht mal die grosse Frage. Seit der US-Konzern Live Nation ab 2005 das Konzept des 360-Grad-Deals durchzusetzen begann, beherrscht diese Geschäftsidee das Musikbusiness von A–Z: vom Album, Plattenlabel, Musikverlag und Management über die Tournee, Merchandising, Sponsoring, Rechte bis zur Kontrolle von Konzerthallen und Stadien samt aller Softdrinks, die dort ausgeschenkt werden dürfen (Coca-Cola natürlich; exklusiver Partner an allen Live Nation-US-Konzerten).

Wenn Seliger in seinem Buch auflistet, dass der Live Nation-Konzern seit seiner Gründung in keinem Jahr schwarze Zahlen geschrieben hat, bleibt ein mulmiges Gefühl zurück. Denn: Der Musiker zahlt Steuern, die Plattenfirma zahlt Steuern, der Konzertveranstalter zahlt Steuern und so weiter – aber Live Nation (Verlust 2012: 163 Millionen Dollar) zahlt keine Steuern. Es braucht nicht viel Phantasie, um zu erahnen, dass da sehr viele kluge Anwälte und Finanzcracks ihre Finger im Spiel haben.

Gegen Monopole

Seligers Lieblingsfeind – und nicht nur seiner – ist neben Live Nation und dem Ticketanbieter CTS Eventim die deutsche Urheberrechtsgesellschaft GEMA – ein Verein, 1933 auf Geheiss von Herrn Goebbels als STAGMA gegründet und 1947 vom Alliierten Kontrollrat umbenannt – mit einem Jahresumsatz 2012 von umgerechnet über 1 Milliarde Franken. Der GEMA-Vorstandsvorsitzende verdient 484'000 Euro im Jahr. Natürlich steht die GEMA als Monopol-Gebühreneintreiberin vehement für das (im Internetzeitalter längst veraltete) Urheberrecht und die hohen Gebühren ein – nicht, weil sie «ihre» Künstler schützen will. Nein, «die GEMA», so Seliger, «ist ein Instrument, um Musik nach dem Gesetz der Ware zu behandeln», und sie wird «auch weiterhin gegen die Interessen der Verbraucher und der meisten Künstler agieren». Die Lösung? «Eine tiefgehende Infragestellung des Copyrights», sagt der Autor. Und macht Vorschläge. Ab Seite 187.

Seligers Buch ist nicht nur eine akribische Darstellung des Milliardenbusiness Musik, das immer weniger Grossprofiteure kennt und immer mehr Monopole. Es geht auch um die Frage nach der Kunst, den Künstlern, die sich gegen die totale Vermarktung und gegen die «Kultur der Konzerne» entscheiden. Beispiele nennt Seliger genug, etwa Tom Waits, der seine Musik niemals für eine Werbekampagne hingeben würde: «Ich habe nur Hass für diejenigen, die sowas machen.» Oder Pearl Jam und Fugazi, die schon in den Neunzigerjahren dem Quasi-Monopol des US-Ticketanbieters Ticketmaster mit kreativen Ideen und harten Verhandlungen die Stirne boten.

Das wahre Konzertwesen

Für Seliger stehen immer die Kunst und die Künstler im Vordergrund. Und die hat er in den letzten 25 Jahren sehr erfolgreich (nein, keine Millionendeals) und sehr nachhaltig betreut, von Townes Van Zandt über Lambchop oder Calexico bis Patty Smith, The Residents, Tortoise oder FSK. Seliger nannte das schon 1994, im Booklet zur von ihm veröffentlichten CD *Absolutely Live* mit Songs vieler seiner Künstler, das «wahre Konzertwesen» – und nicht die Ware Konzertwesen wie heute.

Was einen beim Lesen des Buchs beschleicht, ist neben Unbehagen und düsteren Zukunftsperspektiven auch die Erinnerung an eine Zeit, wo vieles im Kleinen begann: Punk, Gegenkultur, Alternative, Independent, Do-It-Yourself, Anti-Kommerz, Political Correctness – Begriffe, die heute sinnentleert scheinen. Seliger kritisiert die uniformierte Unterhaltungsindustrie, die «Kultur der Konzerne»; Er demaskiert Bands und Musiker, die nicht mehr von der Musik leben, sondern von Werbung für blöde Produkte, die niemand wirklich braucht. Wozu, könnte man fragen, braucht es dann diese Musiker? Wozu braucht es überhaupt Musik? Und erst noch live? Etwa für grossartige Momente, überwältigende Gefühle, den wahren Sinn des Lebens? Die grosse, ewige Kunst? – Ja, genau dafür.

Und dafür steht Seliger. Es ist ein Wunder, dass er, der seit über zwei Jahrzehnten im Konzertbusiness tätig ist, nicht schon längst verrückt geworden ist ob all dem Kommerzmist der Konkurrenz. Aber die Frage brennt unter vielen Nägeln: Wie überlebt man mit Kreativität und Würde und den Werten der Kunst und der Gegenkultur in dieser komplett durchgestylten und hypermedialen Kommerzlandschaft? Vom Online zurück zum Offline, also in den Club? In den Plattenladen – solange es ihn noch gibt, siehe den vorangehenden Beitrag?

Man wird jedenfalls von der CD Abschied nehmen wie damals von Schellack, Telex und Telegramm. Ohne Wehmut. Dafür mit neuen Ideen. Und Berthold Seliger, der das Konzertwesen und die Musik zu sehr liebt, um es Idioten zu überlassen, sollten wir zuhören. Es geht um Haltung, im Buch und live. Und dann mitreden. Es geht uns alle an.

Berthold Seliger: *Das Geschäft mit der Musik. Ein Insiderbericht,* Edition Tiamat, Berlin 2013. Fr. 27.90

Lesung mit Berthold Seliger:
Dienstag, 21. Januar, 20.15 Uhr
Palace St.Gallen

bseliger.de

ERINNERT IHR EUCH?
WIE SICH DIE SUEBALLÄ VOR EXAKT 3 JAHREN, HIER IN DIESEM MAGAZIN, VOLLER URVERTRAUEN ABER ENTSCHIEDEN INS NICHTS - FALLEN LIESS?
DER SPRUNG, VOM DAMALS NOCH HÖCHSTEN GEBÄUDE DER STADT, SCHIEN IHR DER BESTE RAT.
SUES QUICKY
DURCH ZUFALL HATTE EIN ARBEITSKOLLEGE VON DER SACHE WIND BEKOMMEN UND FING SIE JUST IM LETZTEN MOMENT AUF!

LIKA NÜSSLI

SOLCHE EXISTENZIELLEN HILFESTELLUNGEN SCHWEISSEN NATÜRLICH ZUSAMMEN. ABER DIE LIEBE STÄNDIG IN JENEN LUFTIGEN HÖHEN ZU HALTEN, WAR SUE DANN DOCH ZU MÜHSELIG. HALS ÜBER KOPF VERKNALLTE SIE SICH IN EINEN RUSSISCHEN SPION. IHRE EXKLUSIVEN SPIELCHEN LIESSEN SICH LEIDER IMMER WENIGER MIT DEN BESUCHSZEITEN VEREINEN. AUSSERDEM GING DER SUE DAS STOISCHE AGENTEN-GEHABE AUF DEN SACK! SIE SCHNITT SICH FIX DREI LÖCHER REIN UND HOPP GRÜNDETE SIE EINE NEUE AKTIONS-GRUPPE MIT ANDEREN FRAUEN, DIE SICH AUCH NICHT MEHR AUF DIE KAPPE SCHEISSEN LASSEN WOLLTEN.
VULTUR

SO VERFLOG RASCH DIE ZEIT MIT ALL DEN SPANNENDEN PROJEKTEN UND PERFORMANCES. ZU RASCH GAR FÜR MANCH EINE. DA SIND GEMÜTLICHE ABENDE AUF'M SOFA SELTEN UND KOSTBAR. UND WENN DANN NOCH EIN EHEMALIGER AUS ST. GALLEN FÜR EIN PLÄUSCHCHEN ANRUFT, RÜHRT ES SCHON SEHR AN SUES HEIMWEHHERZ.
HEY TOMASZ! WAS?! WOHER RUFST DU AN? AUS DEM EXIL? NASTROVJE! DAS SIND JA STORIES, FAST SO WIE HIER IM OSTBLOCK! ACH? UND WIE GEHT'S SNOWDI? ICH WÜRD EUCH JA GERNE TREFFEN IHR SÜSSEN WIDERSTÄNDLER
HUU SUE, SCHADE WARST DU NICHT DA! DU HÄTTEST AUSNAMSWEISE REICHLECH EINS AUF DEN PUTZ HAUEN KÖNNEN MIT DEINEN KNALLIGEN AKTIONEN!
HI! ST. GALLEN SPINNT! DIE KUNST DES SPARENS!

LIKA NÜSSLI

APROPOS MARKT, STELL DIR VOR, DER STAHLBERGER MUSS SEINEN NEUMARKTSONG UMSCHREIBEN! IRGENDWAS MIT DEKADENTEM IRRGARTEN UND AGGRESSIVEN VERKÄUFERINNEN SOLLS WERDEN. JA, DEM SNOWDI GEHT'S GUT. WIR TEILEN UNS NE BUDE, SPAREN UNS SO ETWAS FÜR DIE ANWALTSKOSTEN DAZU. UND GÄLL, SO EINE SCHICKSALS-GEMEINSCHAFT VERBINDET. JA-A, FESCH IS'ER. ABER... SÜCHTIG! ...HALLO? HALLO? HALLO... SUE?
MIST, VERBINDUNG ABGEBROCHEN. EI, DAS HANDY IST GAR NICHT SMART... ... HUPS, DA HAT NOCH WER VERSUCHT MICH ZU ERREICHEN. HM... DIE KAKE-SUTTER, ALSO NEIN, DIE RUF ICH NICHT ZURÜCK... BIN DOCH NICHT IHRE BEICHTPUSSY... HOPPLA, ICH TAUCH GLAUB'S LIEBER WIEDER UNTER FÜR NE WEILE. ZUM GLÜCK HAB ICH NOCH TRAGBARE LÖCHER VORRÄTIG. UND BÄRTE! DA FÄLLT MAN NIRGENDS MEHR AUF. WEDER IM NAHEN OSTEN, NOCH IM WILDEN WESTEN!
ADIOS!

Die Don Quijotes aus St.Petersburg

Akrobaten und Clowns mit ernstem Hintergrund – in *Glückspilze* portraitiert Verena Endtner verwahrloste Kinder in St.Petersburg, die beim Zirkus Upsala eine Perspektive finden. Auf Besuch: Exil-Rheintalerin Gardi Hutter.

Von Corinne Riedener

Bild: pd

«Erschreckend märchenhaft» ist wohl die treffendste Beschreibung für Verena Endtners Dokumentarfilm *Glückspilze (Lucky Devils)*, der am 16. Januar ins Kino kommt. Die darin dokumentierten Geschichten beklemmen und bezaubern gleichermassen. Sie erinnern an eine Handvoll russische Don Quijotes, die gegen Windmühlen kämpfen, denn was für uns in der Schweiz unvorstellbar scheint, ist dort bitterer Alltag: In St.Petersburg etwa, wo seit dem Ende der Sowjetunion mehr als 10'000 Kinder auf der Strasse leben – zwar ist es nur der Tropfen auf einen brandheissen Stein, doch einigen Glückspilzen bietet der NGO-Zirkus «Upsala» seit zehn Jahren regelmässig eine soziale und emotionale Zuflucht.

Endtner portraitiert vier dieser Kinder und jungen Erwachsenen, aufgelesen von Upsala-Mitarbeitenden in Suppenküchen, sozialen Einrichtungen oder auf der Strasse: Danja, den sechsjährigen Ausnahme-Artisten, Mischa, das Upsala-Aushängeschild, das Enfant terrible Igor und schliesslich Nastja, das ewige Strassenkind. Sie alle stammen aus zerrütteten Verhältnissen, aus Familien mit Drogen- oder Alkoholproblemen, verwahrlosten entweder auf der Strasse oder wie Igor mit einer Mutter, die ihn lieber abschieben würde.

Mani Matter für Spieldose

Die Gegensätze im Film, auch visuell, könnten kaum grösser sein. Bilder schillernder Armut und Verwahrlosung werden kontrastiert durch solche des Glücks und der Anerkennung, mit Momenten voller Lebensfreude und Perspektiven – hier die abblätternden Wände von Igors Kammer in der Kommunalka, einer sozialen Gemeinschaftswohnung, in der er mit seiner Mutter und vier Geschwistern wohnt; dort die strahlenden Gesichter der Upsala-Kinder auf der Tournee durch die ihnen fremde Schweiz. Hier die Kellergrotte, in der die Leim schnüffelnde Nastja mit ihrem Bügelbrett und einigen Freunden haust; dort Clownin Gardi Hutter, die ein Rudel Kinder bändigt und mit Danja, Mischa und Co. eine erfolgreiche Show einstudiert.

Die Musik unterstreicht diese Gegensätze: Ein Hauch «Mani Matter für Spieldose» zieht sich durch den Film, lässt die ohnehin eindrücklichen Bilder wirken, macht sie melancholisch, sinnlich, lebendig. Und immer wieder dieses omnipräsente Akkordeon, ständig hin- und hergerissen zwischen August und Pierrot.

Vom Bedauern zum Bewundern

Es ist ein solider Dok-Film, der die ganz eigene Realität der Kinder wie auch des Zirkus und seiner unermüdlichen Gründerin Larissa Afanasyeva episodisch aufzeigt. Überaus angenehm: die Nicht-Präsenz der Regisseurin. Endtner übernimmt die Rolle der stillen Beobachterin, wertet nicht und verzichtet auf jegliche Kommentare aus dem Off. Es geht ihr nicht um Polemik oder Effekthascherei wie Michael Moore *(Bowling for Columbine)*, Bill Maher *(Religulous)* oder anderen, obwohl auch *Glückspilze* eine gewisse Betroffenheit schürt.

Diese ist noch am ehesten bei Gardi Hutter spürbar, die mit den Upsala-Kindern ein Festival in St.Petersburg auf die Beine stellt. Doch auch die gebürtige Rheintalerin und Theaterpädagogin schafft den Sprung vom Bedauern zum Bewundern, spricht nicht von den prekären Verhältnissen der Kinderleben, sondern von den Erfolgen ihrer Schützlinge. Sie verbindet, wie auch Zirkusdirektorin Larissa, völlig selbstverständlich die Zirkus- mit der Sozialarbeit.

Was sind schon ein paar von Tausenden?

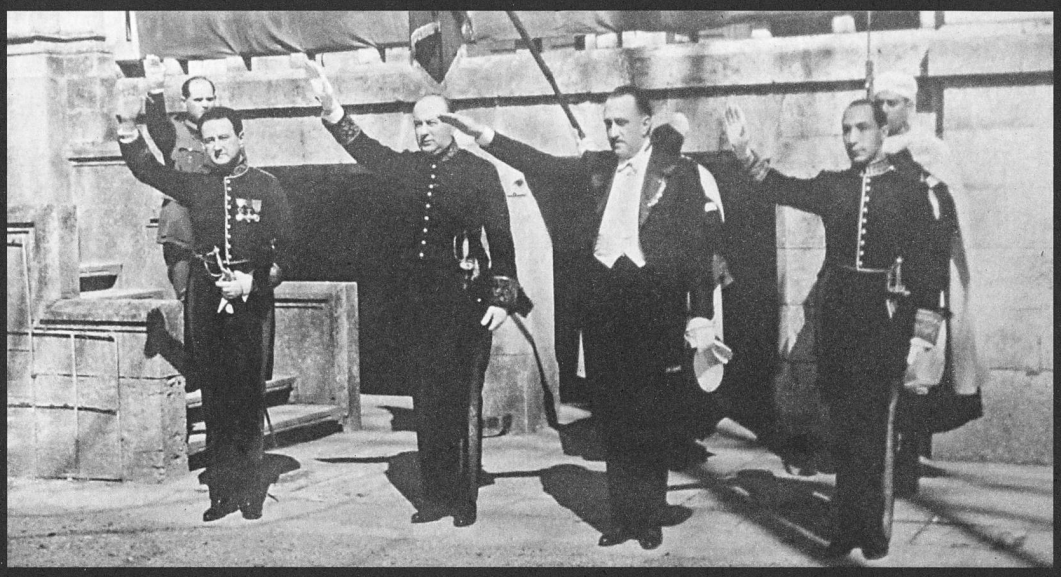
Vermutlich ist genau das die Attitüde, die *Glückspilze* seinen Zuschauerinnen und Zuschauern abverlangt – die spontane Freude über kleine Schritte und die Chancen des Moments. Ansonsten können die 96 Minuten schnell zur grotesken Absurdität verkommen. Weil selbst die westliche NGO-Brille nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass mit einer Handvoll «geretteter» Nachwuchs-Artisten den restlichen 9995 Strassenkindern in St.Petersburg nicht geholfen ist. Besonders in einer Zeit, in der die russische Regierung Milliarden in die Olympiadörfer in Sotschi pumpt, statt dorthin, wo es nötig wäre.

Der Film ist deshalb anspruchs- und wertvoll, weil das «Strassenkinder-Setting», wenn es sich zu fest im Kopf einnistet, die positiven Facetten im Film verblassen lässt. Weil die Glückspilze auch immer wieder daran erinnern, dass Upsala «nur» ein idealistisches Nischenprojekt und gerade deshalb so wichtig ist. Ebenso wie die Filme darüber. Und weil sich die Leben, insbesondere jene von Danja und Mischa, dank ihrem Willen, ihrer Ausdauer und der Unterstützung von Upsala schliesslich zum Besseren verändern. Erschreckend märchenhaft, wie der Zirkus selbst.

Glückspilze (Lucky Devils) von Verena Endtner:
ab 16. Januar im Kinok St.Gallen
und im Cinema Luna Frauenfeld.

Sympathien für Franco

Ralph Hugs neues Buch zeichnet die Verstrickungen der Schweizer Diplomatie mit dem faschistischen Spanien nach. *Von Richard Butz*



Der Schweizer Gesandte Eugène Broye (2.v.l.) bei der Akreditierungszeremonie 1939 in Burgos. (Bild: Schweizer Bundesarchiv)

Vor vier Jahren erschien, zusammengetragen von Ralph Hug und Peter Huber, mit *Die Schweizer Spanienfreiwilligen*, ein aufschlussreiches «Biografisches Handbuch». Darin sind rund 700 von insgesamt gut 800 Schweizerinnen und Schweizern dokumentiert, die trotz Behördenverbot auf Seiten der Republik am Spanischen Bürgerkrieg (1936–1939) teilnahmen. Sie kämpften gegen die drohende faschistische Diktatur, für die Republik und eine neue Gesellschaft. Für dieses Engagement wurden die Überlebenden in der Schweiz gerichtlich verfolgt und erst 2008/2009 von National- und Ständerat rehabilitiert. Zwei Jahre vor dem Erscheinen dieses Buches hatte Hug das wechselvolle Leben des St.Galler Spanienkämpfers Walter Wagner nachgezeichnet. In beiden Büchern wurde am Rande auf die unrühmliche Rolle der Schweiz hingewiesen, aber in welchem Masse sie auf der Seite von Franco stand, war bisher nur in Ansätzen bekannt. Ralph Hugs neues Buch *Schweizer unter Franco* schafft hier Klarheit.

Vielfältig kompromittiert

Schon das Umschlagbild deutet darauf hin, wohin diese Recherche über «Eidgenössische Diplomatie und die vergessenen Opfer der Franco-Diktatur 1936–1947», so der Untertitel, zielt. Es zeigt den Schweizer Diplomaten Eugène Broye am 14. März 1939 um 12 Uhr mittags in Begleitung von drei Franco-Notabeln. Alle vier erheben die Hand zum faschistischen Gruss, der Schweizer zu einem Zeitpunkt, an dem Franco offiziell noch nicht einmal Staatschef war. Beim Lesen des Buchs wird bald klar, dass diese Geste Broyes angesichts der Haltung der offiziellen Schweiz nur logisch war. Von Anfang an setzte Giuseppe Motta, der katholisch-konservative, Mussolini freundlich gesinnte Aussenminister auf den Sieg Francos. Dass auch Hans Fröhlicher, einer seiner Abteilungschefs, in diesem Zusammenhang auftaucht, erstaunt nicht. Er kompromittierte sich später als Schweizer Gesandter in Berlin durch seine Distanzlosigkeit zum Nazi-Regime.

Detailreich schildert Hug die Verwicklungen und Verirrungen der offiziellen Schweizer Spanien-Politik. Dabei kommt wenigstens mit dem in Barcelona stationierten Vizekonsul Adolf Gonzenbach (1893–1970) ein Ostschweizer gut weg. Er entstammte einer bekannten St.Galler Kaufmannsfamilie, war liberal-prorepublikanisch eingestellt, lehnte aber die ebenfalls vorkommenden Gewaltexzesse der Linken ab. Gonzenbach wurde das Opfer einer Intrige, 1939 von Bern abberufen und später nach Caracas versetzt.

Horror-Episoden

Es überrascht nach der Lektüre dieses Kapitels nicht, dass in Spanien niedergelassene, mit der Republik sympathisierende Schweizer und gefangengenommene Spanienfreiwillige, die in Francos Räderwerk der Repression gerieten, nur auf zögernde und oft auf gar keine Unterstützung zählen konnten. Mit elf Fallbeispielen illustriert der Autor diese verdrängte Geschichte, die mit wahren Horror-Episoden aufwartet. So liess die Schweiz ihre Landsleute im KZ Burgos sitzen, wo sie geplagt und zum Teil auch gefoltert wurden und Zwangsarbeit verrichten mussten. Zu Hause erwartete sie nach all den Entbehrungen die Militärjustiz, die sie für Monate ins Gefängnis warf und ihnen für gewisse Zeit die bürgerlichen Rechte absprach. Einer dieser Schweizer, der Weinhändler Carlos Brunner, der sich zwar als unpolitisch bezeichnete, aber als freiwilliger Mitarbeiter dem IKRK diente, wurde gar in einem irregulären Gerichtsverfahren zum Tod verurteilt. Er konnte erst durch eine von Gonzenbach eingeleitete diplomatische Intervention davor bewahrt werden und kam schliesslich 1943 frei.

Als Fazit dieses oft bestürzenden Buches steht zu Recht eine Forderung des Autors: «Es braucht eine Neubewertung der schweizerischen Spanienpolitik und insbesondere der doppelbödigen Politik von Aussenminister Giuseppe Motta.» Ralph Hugs neues Buch erfüllt diese Forderung eindrücklich.

Ralph Hug: *Schweizer unter Franco. Eidgenössische Diplomatie und die vergessenen Opfer der Franco-Diktatur 1936–1947.* Rotpunkt Verlag, Zürich 2013. Fr. 48.–.

Leben im Schatten

Wolfgang Hermann, in Bregenz geboren und heute wieder in Vorarlberg wohnhaft, hat vor etlichen Jahren seinen Sohn verloren. Aber erst im vorletzten Jahr hat er eine hundert Seiten starke Erzählung veröffentlicht, in der er dieses Trauma literarisch verarbeitet. Er habe das Projekt, sagte er im Interview, so lange vor sich hergeschoben aus Angst, der eigenen Trauer, den «eigenen Tränen» zu viel Platz einzuräumen.

Dieses Trauma bricht sich auch Bahn in seiner jüngsten Publikation, einem 120-seitigen Gedichtband mit dem Titel *Schatten auf dem Weg durch den Bernsteinwald*. Es ist, als sei der noch immer unfassbare Tod mit Verspätung nun auch in den Versen angekommen, unerklärbar, sinnlos, nur im spekulativen poetischen Vergleich fassbar: «Als er starb, schwieg etwas beharrlich. / Als klärte er den Brunnen an einem anderen Ort.» Das Individuum ist angesichts des unfassbar Sinnentleerten hilflos, und die Verse widerspiegeln diese Hilflosigkeit: «Kein wirkliches Leben / nur Schatten / unter düsteren Vordächern». Schatten und Licht, Schweigen und Laut sind die Grundmuster, auf denen das lyrische Ich sich einen Weg zu bahnen sucht: «Still, sei still / verdirb es dir nicht / mit den Farben / höre ins Andere / komm, trete / … mit mir / in den Namen».

Hell und Dunkel sind ineinander verflochten, bedingen sich gegenseitig. In dem Gedicht «/Hölderlin/», einem der ganz wenigen, das einen Titel trägt, heisst es: «der Lichtwurzel / gelauscht / und erst sie / untrennbar das Blütenverdunkelnde / bergend gefasst». Es scheint mitunter, als sei Hermanns dichterische Sprache auch Jahre nach dem Tod noch nicht wirklich ausgeglüht, als sei sie noch von biografischen Resten, von privater Lebenswirklichkeit besetzt, als ringe sie noch mit der Form für das Unerklärliche.

Im ersten Teil des Bandes hingegen finden sich erstaunlich viele Naturgedichte – etwas, womit sich Lyriker dieser Tage nicht unbedingt vorrangig beschäftigen. Oft sind es Gedichte über Natur und Stadt. Da gelingen dem Autor wunderschöne Bilder: «Wolkenflucht / Heer wilder Reiter / Tatarenhimmel über Wien». Auch in ihnen werden häufig Dunkelheit und Helligkeit verhandelt, das Sehen und Sehenlernen in den dunklen Jahreszeiten.

Mitunter, zumal in den längeren «erzählenden» Stücken sind sie mir zu nahe an Prosasprache, zu wenig verdichtet. Aber dann eben immer wieder diese unerwarteten kurzen poetischen Bilder: «Manchmal grüssen Verstorbene / durch ein träumendes Gesicht. / Weit lehnt es im stillzitternden Tag.» Jochen Kelter

Wolfgang Hermann:
Schatten auf dem Weg durch den Bernsteingarten,
Limbus Verlag 2013, Fr. 14.90
Abschied ohne Ende,
Verlag Langen Müller 2012, Fr. 20.35

Eine Stimme wie eine Schwalbe

Es gibt wundersame Sprachbilder in diesem Buch. Bilder wie dieses: «Er liegt im Bett und hat eine Singstimme wie eine zurückgekehrte Schwalbe; voller Wärme.» Er, das ist Hermann in der gleichnamigen Erzählung von Lisa Elsässer, eine der kürzesten in ihrem neuen Buch. Hermann ist ein Kind im Übergang zur Pubertät, aber die Autorin kann dieses zwiespältigste aller Alter viel weniger pragmatisch beschreiben: «Tagsüber ist er ein Junge, der sich seinem Namen nähert, am Abend ist er Kind, weit weg von seinen Haaren, und sagt immer: Ich heisse Frühling.»

Bild: pd

Die Hermann-Geschichte ist eine kleine präzise Momentaufnahme. Äusserlich passiert wenig, in wenigen Strichen baut sich dafür die bedrängende Gefühlswelt des Heranwachsenden und die Ratlosigkeit seiner Eltern auf. In anderen Geschichten geht es auch äusserlich dramatischer zu und her. Zum Beispiel in jener Dreiecksverstrickung, die dem Buch den Titel gegeben hat: *Feuer ist eine seltsame Sache*. Die Ich-Erzählerin, ihre Freundin und deren Freund spielen mit dem Beziehungsfeuer zwischen Mann und Frau. Das gefährliche Spiel bringt sie und ihn vorübergehend zusammen und das Paar auseinander und hinterlässt am Ende lauter Verlustgefühle und eine kühle Traurigkeit. «Sinnlos wie ein Gewitter ohne Regen dieses Glück.»

Die Autorin, aus dem Urnerland gebürtig und in Walenstadt wohnhaft, ist neben Prosa auch mit Gedichten bekanntgeworden. Zuletzt ist 2013 der Band *Da war doch was* erschienen. Dass sie die Kunst der lyrischen Verknappung beherrscht, kommt auch der Prosa zugute. «Ein Schuss fiel. Wir erschraken nicht…» – so wird in der «Feuer»-Erzählung die Annäherung der zwei Figuren eingeleitet. Gelegentlich wirken solche satzdramaturgischen Schnitte etwas erzwungen filmisch – aber sie greifen dem Leser ans Herz und manchmal auch ans Genick und beziehen ihn ein in die Atemlosigkeit des Geschehens.

Ob familiäre Beziehungen, Kindheit, Krankheit oder Tod: Elsässer erweist sich in den fünfzehn Erzählungen einmal mehr als Spezialistin für die Brüche, die jeden Moment unsere scheinbar unumstösslichen Lebensgewissheiten über den Haufen werfen können. Peter Surber

Lisa Elsässer: *Feuer ist eine seltsame Sache*,
Rotpunktverlag Zürich 2013, Fr. 32.–
Lesung: Mittwoch, 15. Januar, 19.30 Uhr, Raum für Literatur, Hauptpost St.Gallen

BARATELLA

Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

COMEDIA

Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

DIE ADRESSE FÜR FEINE LITERATUR AUS NAH UND FERN. IN WORT UND BILD.

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit **E-Shop!**

Musikzentrum St. Gallen

Klassik ▪ Jazz ▪ Volksmusik

Die Musikschule für Erwachsene

- Einzel- und Gruppenunterricht
- Kammermusik
- Workshops

«Musik unterscheidet sich nicht vom mir.
Das bin ich... Du musst die Musik operativ entfernen.»
(Ray Charles)

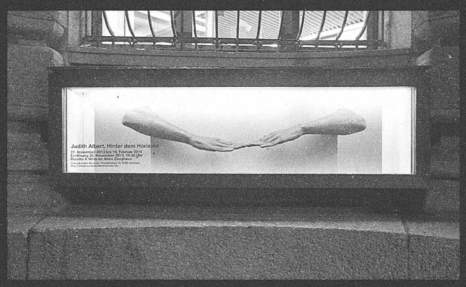
Beratung und Information
Musikzentrum St.Gallen
Tel. 071 228 16 00
musikzentrum@gmos.ch
www.musikzentrum-stgallen.ch

klubschule
MIGROS

«Weil es keinen Grund gibt, hören wir auf»

Vera Marke und Matthias Kuhn zum Ende des Schaukastens Herisau.

Von Christina Genova



Judith Albert: Hinter dem Horizont, 2013|2014

Peter Liechti, Wegstücke, 2012 (Bilder: Hannes Thalmann)

Die Werbekästen an der Herisauer Hauptpost sind 1 Meter 76 lang und 55 Zentimeter hoch. In einem davon ging in den letzten acht Jahren alle drei Monate ein Fenster auf zur zeitgenössischen Kunst. Jetzt wurde bekannt: Nur zweimal noch wird sich der Schaukasten mit Kunst füllen, dann ist nach 32 Ausstellungen Schluss. Zeit, um mit den Betreibern Rückschau zu halten. Treffpunkt ist der Schaukasten. Am Freitag um 17 Uhr herrscht dort ein reges Kommen und Gehen. Autos fahren vor, Passanten eilen vorbei. Später wird Matthias Kuhn sagen: «Das Interessante am Schaukasten ist, dass er so ausgesetzt ist. Er muss sich im Herisauer Alltag materiell und inhaltlich bewähren.»

Horizont-Erweiterung

Vera Marke wartet schon. Gemeinsam betrachten wir die aktuelle Arbeit von Judith Albert mit dem Titel *Hinter dem Horizont:* zwei ausgestreckte Unterarme, die Fingerspitzen treffen sich. Für die Innerschweizerin Judith Albert ist das Appenzellerland das Land der Horizonte. Wenn sie sich in seiner vielseitigen Landschaft bewegt, fällt ihr auf, wie sehr sich auch der Horizont immer wieder verändert.

Initiiert wurde der Schaukasten 2006 von der Herisauer Künstlerin Vera Marke. Damals mietete sie den Werbekasten ein halbes Jahr für eine eigene Arbeit und wusste bald, dass sie mehr wollte. Sie fand Gleichgesinnte in Paul Knill, Matthias Kuhn und Ursula Badrutt Schoch; letztere ist vor zwei Jahren zurückgetreten und durch Katharina Stoll-Cavelti ersetzt worden.

Bald trifft auch der Autor und Künstler Matthias Kuhn ein. Sogleich entsteht ein Dialog, der sich in schnellem Tempo von Umberto Ecos neuestem Buch zu Trouvaillen des 18. Jahrhunderts, zu Judith Alberts Arbeit und zur Geschichte des Schaukastens bewegt. Auch später, bei Vera Marke zu Hause, braucht es nur ein Stichwort, um das Gespräch zum Perlen zu bringen. Zwei gute Freunde reden über ihre Leidenschaften. Neben Kunst und Literatur gehören auch das Essen und das Feiern dazu.

Nicht nur deshalb war von Anfang an die Vernissage mit dem Risotto-Essen im Alten Zeughaus zentral. Jedem der Künstler widmete Architekt Paul Knill einen speziellen Risotto: Risotto alle alghe für Peter Liechti, Randen-Risotto für Ana Strika oder Risotto ai mirtilli für Hans Schweizer. Alle Rezepte sind auf der Schaukasten-Homepage nachzulesen. «Essen hat etwas Verbindliches», sagt Matthias Kuhn, «die Leute bleiben vier Stunden und debattieren über Kunst und alles Mögliche.» Vera Marke ergänzt: «Wir wollten, dass auch Einheimische kommen und Leute, die nicht zur Kunstszene gehören.» Das sei gelungen: «Wir haben zunehmend ein gemischtes Publikum erreicht.»

Vier Kunstschaffende pro Jahr konzipierten für den Schaukasten eine Arbeit, mindestens einer davon stammte jeweils aus der Ostschweiz. Im ersten Schaukasten stellte H.R. Fricker aus, im letzten wird eine Arbeit von Roman Signer zu sehen sein. In den acht Jahren haben bis auf eine Ausnahme alle Angefragten zugesagt, darunter zahlreiche von Rang und Namen. Sie taten dies, obwohl der Schaukasten kein internationales Renommee hat, sich nicht in einer Metropole befindet und über kein riesiges Budget verfügt. Vera Marke kennt das Geheimnis: «Wir sind gute Gastgeber und arbeiten mit grosser Sorgfalt.» Dazu gehört die umfassende Betreuung der Künstlerinnen und Künstler, inklusive Dokumentation der Ausstellung. Wer hier wirkt, steht im Mittelpunkt.

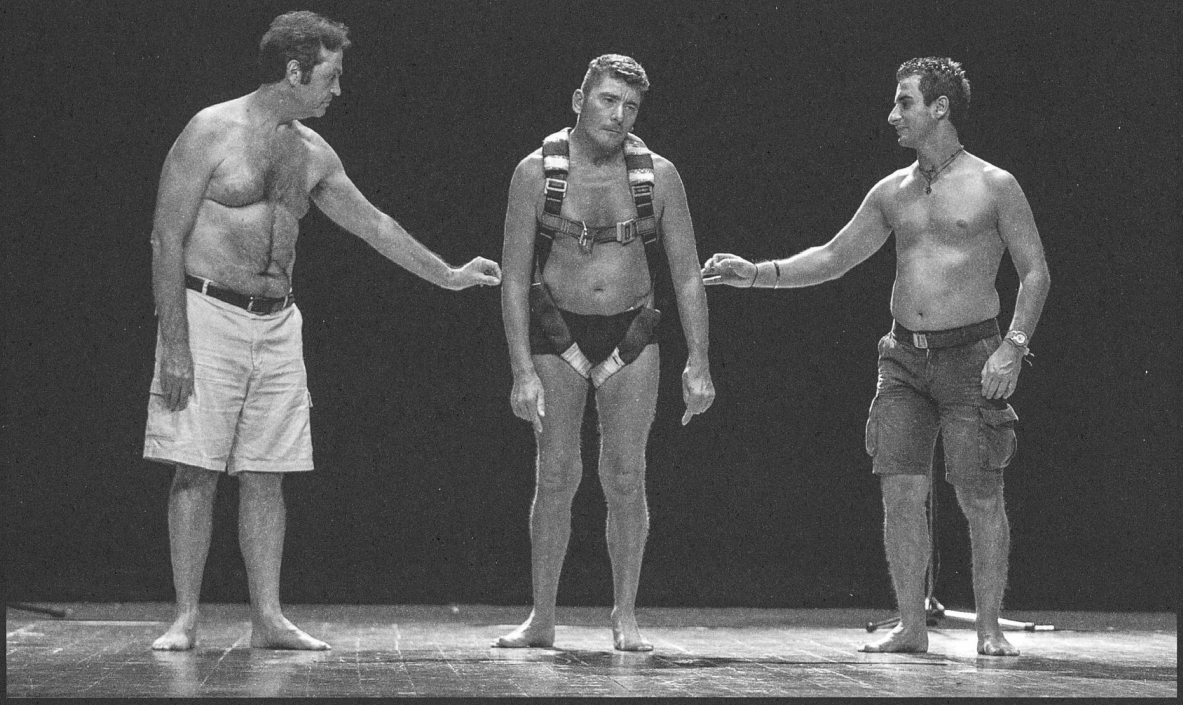
Der Dank: spannende Arbeiten. Peter Regli liess jeden Freitag gegen 18 Uhr einen jungen Trompeter vor dem Schaukasten eine Fanfare spielen. Wer die Nummer wählte, die Anna Frei in den Kasten gesetzt hatte, erfuhr die Geschichte eines vermeintlichen Einbruchs in die Herisauer Post. Yeliz Palak machte sich in Herisau auf die Suche nach öffentlichen Orten, wo man sich ohne Konsumationszwang aufhalten kann.

Lieber Mythos als Institution

Bei so viel Anklang, warum soll jetzt Schluss sein? «Weil es keinen Grund gibt, aufzuhören», sagt Vera Marke. «Wir standen vor der Wahl, weiterzumachen und zu einer Institution zu werden oder aufzuhören und zum Mythos zu werden», lacht Kuhn. «Ausserdem freuen wir uns auf Freiräume.» Und sie ergänzt: «Nicht nur für uns, auch für die Kunstszene.» Denn gehe etwas zu Ende, entstehe Platz für Neues. Und Vera Marke und Matthias Kuhn werden auch ohne Schaukasten genügend Anlass finden, um mit Gleichgesinnten bei guter Kunst, gutem Essen und guten Gesprächen zusammenzusein.

Die letzten drei Schaukästen:
Judith Albert: *Hinter dem Horizont*,
bis 16. Februar 2014
Christian Ratti, 25. Februar bis 18. Mai 2014
Roman Signer, 27. Mai bis 17. August 2014

Poststrasse 10, 9100 Herisau
schaukastenherisau.ch



In der Anderswelt: Szene aus *Pinocchio*. (Bild: Marco Caselli Nirral)

Theaterjanuar I: Komapatienten auf der Bühne

Expertentheater aller Arten ist in. In Konstanz ist jetzt als Gastspiel ein Stück zu sehen, das einen ganz besonderen Authentizitätsanspruch beanspruchen kann: Babilonia Teatri aus Verona gastiert mit einer Produktion, die in Zusammenarbeit mit Komapatienten entwickelt worden ist.

«Aus dem Koma zu erwachen, in ein neues zweites Leben geworfen zu werden, das sich möglicherweise fulminant von dem zuvor geführten unterscheidet: Diese tiefgreifende Erfahrung steht im Mittelpunkt des Stücks», schreibt das Theater Konstanz. Und weil nur von einer solchen Erfahrung berichten kann, wer sie selber durchgemacht hat, kommen im Stück direkt Betroffene zu Wort: Mitglieder von Amici di Luca, einem Verein um die Casa dei Risvelgi in Bologna, die sich als Forschungszentrum zur Behandlung und Rehabilitation für Jugendliche und Erwachsene mit Koma-Erlebnissen einen Namen gemacht hat. Leitfigur und Titelgeber des Stücks ist Pinocchio, der zusammen mit anderen Märchenfiguren in die völlig fremde Anderswelt der Komaerfahrung hineinführt.

Babilonia Teatri, das 2006 gegründete Theaterkollektiv, wurde mehrfach preisgekrönt, unter anderem für das Stück *Made in Italy*, und wird inzwischen auch im deutschsprachigen Raum wahrgenommen – so wurde die Truppe 2011 nach Braunschweig und Berlin eingeladen. Mittlerweile hat die Kompanie acht weitere Arbeiten auf die Bühnen ganz Italiens gebracht und gastiert in Bosnien, Frankreich, Russland, Kolumbien und anderswo. Ihre stark performativen Arbeiten bringen stets eine deutliche politische Haltung zum Ausdruck. Das Koma-Stück von Babilonia Teatri und Amici di Luca ist an drei Abenden in Konstanz zu sehen, zum ersten Mal ausserhalb Italiens und im Rahmen der Konstanzer Reihe «Werkstatt Europa».

Babilonia Teatri: *Pinocchio*
Theater Konstanz
Freitag, 10., Freitag, 17. und
Samstag, 18. Januar, je 20 Uhr
theaterkonstanz.de

Theaterjanuar II: 400asa per Video

400asa, die Theatertruppe um Lukas Bärfuss, hat hierzulande seit Jahren thematisch die Nase zuvorderst im Wind. In St.Gallen ist Bärfuss noch in je nachdem guter oder schlechter Erinnerung als Regisseur des heiss diskutierten *Tell* von 2007, wo Bärfuss den Nationalhelden als Zuger Amokläufer Leibacher posieren liess. Ob dies tatsächlich «eine der meistdiskutierten Stadttheaterinszenierungen aller Zeiten» ist, wie auf der Website von 400asa zu lesen ist, mag man diskutieren – für St.Gallen jedenfalls war die Aufregung untypisch heftig. Erinnerungen daran kann man online aufwärmen – vom *Tell* gibt es zwar bloss Ausschnitte, diverse andere Stücke sind aber in vollständiger Videofassung dort dokumentiert, darunter die Arbeiten *Meienbergs Tod*, *Wie fünf Mädchen jämmerlich im Branntwein umkommen*, *Entfernung* oder *Medeää*. (red)

youtube.com/400asa

Ein Pflaster für die Kultur

Rorschach war einst ein berüchtigter Kultur-Pfuhl. Davon schwärmen zumindest jene, die Rorschach noch aus den Siebzigern und Achtzigern kennen. Es heisst, dass die Leute damals von überall her kamen für ein unvergessliches Wochenende – schliesslich gab es dort ausser dem schönsten See der Schweiz auch besetzte Häuser, ein «uferloses Festival», Hafenkneipen oder das «Ursini», allerlei Konzerte, eine Rocker-Szene, Papa Joe's Etablissement «Marabu» (das seine Türen an der Reitbahnstrasse im vergangenen Herbst geschlossen hat), eines der ältesten Kinos der Schweiz und eine ansehnliche «Liga» der damaligen In-Sportart schlechthin: dem Flitzen.

Doch Zeiten ändern sich. Rorschach kämpft seit langem gegen Vorurteile. Auch aufgrund des Ausländeranteils, der heute bei gut 44 Prozent liegt. Dabei geht leider gerne vergessen, dass die wunderbare Auswahl an Ausländerlokalen jenen 44 Prozent zu verdanken ist. Trotzdem: «An Seee» ging seit den Neunzigern nur noch, wem der «Mannenweier» zu eng wurde oder wer im «Löwen-Pub» einen Joint rauchen wollte. Oder im Hasch-Fondue rühren.

Kulturelle Highlights gab es dennoch in den letzten zwanzig Jahren. Das Hafenbuffet beispielsweise. Ein grosszügiger und wilder Kulturschuppen, dessen Ruf bis weit über die Landesgrenzen hallte. 2006 war leider Schluss. Die kurz darauf eröffnete kleine Schwester, das Kulturlokal Mariaberg, schaffte es ebenfalls, Leute von ausserhalb nach Rorschach zu locken. Doch der zuständige Verein «Kulturbrauerei» verwarf den Bettel 2011. Hauptgrund: Reklamationen aufgrund des Lärmpegels. Daran krankte bereits das Hafenbuffet. Seither hat sich wenig getan in Rorschach. Die wenigen Lokale in der Stadt sind entweder meist schummrige Knellen oder schlicht «unbefugt», sich Kultur auf die Fahne zu schreiben – das gilt auch für die dekorierten, etwa die «Relax Bar», die auch nur im Februar einige Auswärtige anlockt.

Doch genug der Wehmut einer ehemaligen Rorschacherin. Wie gesagt, Zeiten ändern sich: Ab Anfang Jahr hat das ehemals heisse Kultur-Pflaster nämlich ein Trostpflaster: Das «Treppenhaus» an der Kirchgasse 3 nahe dem Rathaus. Kaffee, Konzert, Bar und Bühne gibts in den unteren zwei Stöcken, darüber die Rorschach-Rorschacherbergische Gemeinschaftsbibliothek mit nahezu 10'000 Medien. «Anders als Häfi und Maberg, haben wir bereits ab Mittwoch geöffnet», sagt Vereinspräsidentin Eleonora Farinello. «Der Umbau kostete zwar mehr Zeit als geplant, doch jetzt können wir loslegen. Schliesslich braucht es in Rorschach wieder ein Kulturlokal.»

Wie üblich, der Kultur-Kuchen ist klein: Unterstützer der ersten Stunde etwa ist Stadtrat Ronnie Ambauen, Painhead-Bassist und ehemaliger Mitbetreiber des Hafenbuffets. Inhaber der Liegenschaft an der Kirchgasse ist Urs Räbsamen. Er verpachtet auch die Mariaberg- und Hafenbuffetimmobilien. Zu guter Letzt: Vier der sieben «Treppenhaus»-Köpfe wurden im Verein «Kulturbrauerei» rekrutiert, zwei dieser vier waren im Hafenbuffet aktiv. Ein Netzwerk mit guten Voraussetzungen … Rorschach hätts jedenfalls verdient. (co)

Das «Treppenhaus»-Team lädt am Freitag, 3. Januar ab 20 Uhr zur Eröffnung. Gefeiert wird mit Klassikern aus der Jukebox und DJ «Hans Casablanca» an den Plattentellern. Am Samstag, 4. Januar geht die Party weiter.

Weiss auf schwarz
Vom Loch an sich

Das Loch ist ein ewiger Kompagnon des Nicht-Lochs: Loch allein kommt nicht vor, so leid es mir tut. Wäre überall etwas, dann gäbe es kein Loch, aber auch keine Philosophie und erst recht keine Religion, als welche aus dem Loch kommt. Die Maus könnte nicht leben ohne es, der Mensch auch nicht: es ist beider letzte Rettung, wenn sie von der Materie bedrängt werden. Loch ist immer gut.

Wenn der Mensch «Loch» hört, bekommt er Assoziationen: manche denken an Zündloch, manche an Knopfloch und manche an Goebbels.

Das Loch ist der Grundpfeiler dieser Gesellschaftsordnung, und so ist sie auch. Die Arbeiter wohnen in einem finstern, stecken immer eins zurück, und wenn sie aufmucken, zeigt man ihnen, wo der Zimmermann es gelassen hat, sie werden hineingesteckt, und zum Schluss überblicken sie die Reihe dieser Löcher und pfeifen auf dem letzten. In der Ackerstrasse ist Geburt Fluch; warum sind diese Kinder auch grade aus diesem gekommen? Ein paar Löcher weiter, und das Assessorexamen wäre ihnen sicher gewesen.

Das Merkwürdigste an einem Loch ist der Rand. Er gehört noch zum Etwas, sieht aber beständig in das Nichts, eine Grenzwache der Materie. Das Nichts hat keine Grenzwache: während den Molekülen am Rande eines Lochs schwindlig wird, weil sie in das Loch sehen, wird den Molekülen des Lochs … festlig? Dafür gibt es kein Wort. Denn unsre Sprache ist von den Etwas-Leuten gemacht; die Loch-Leute sprechen ihre eigne.

Das Loch ist statisch; Löcher auf Reisen gibt es nicht. Fast nicht.

Löcher, die sich vermählen, werden ein Eines, einer der sonderbarsten Vorgänge unter denen, die sich nicht denken lassen. Trenne die Scheidewand zwischen zwei Löchern: gehört dann der rechte Rand zum linken Loch? oder der linke zum rechten? oder jeder zu sich? oder beide zu beiden? Meine Sorgen möcht ich haben.

Wo ein Ding ist, kann kein andres sein.
Wo schon ein Loch ist: kann da noch
ein andres sein?

Und warum gibt es keine halben Löcher –? Manche Gegenstände werden durch ein einziges Löchlein entwertet; weil an einer Stelle von ihnen etwas nicht ist, gilt nun das ganze übrige nichts mehr. Beispiele: ein Fahrschein, eine Jungfrau und ein Luftballon.

Das Ding an sich muss noch gesucht werden; das Loch ist schon an sich. (…)

Soweit die Philosophie des Lochs von Kurt Tucholsky, 1931 in der «Weltbühne» erschienen und 2014 unvermindert amüsant. Saiten füllt damit das (redaktionelle) Januarloch.